

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung

Nr. 23.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juni 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Knabe von 7 Jahren. Blouse und Pantalons von rothbraunem Sammet, letztere sind weit und kurz und wie die Blouse mit dunklerem Sammetband und Knöpfen in einfacher Weise garnirt. Weite Puffen-Unterärmel, um das Handgelenk mit kleinen Knöpfchen geschlossen; spitzer Kragen, geschlossen durch eine mit Quasten versehene Schnur.

Figur 2. Mädchen von 10-11 Jahren. Kleid von hellgrauem Taffet mit doppeltem Rock; der obere, zackig ausgeschnittene Rock schließt mit einem viermaligen Besatz schwarzen Sammetbandes. Leibchen mit abgerundeter Schneppe und einer Berthe vom Stoff des Kleides, mit Sammetband garnirt. Weite offene Aermel mit Ueberärmeln, welche eine dem Rock entsprechende Garnitur zeigen. Runder Strohhut mit einer großen, den Kopf in Form eines Kranzes umschließenden Feder. Gesticktes Chemiset. Weite Puffen-Unterärmel.

Figur 3. Knabe von 3-4 Jahren. Rock und Jäckchen von dunkelgrünem Sammet, geziert mit Streifen schwarzen Sammetbandes; das Jäckchen ist vorn offen mit gespaltener Ueberschlagtrage, welcher das Chemiset von Battist sehen läßt. Aufliegende Aermel mit Aufschlag, Unterärmel und Pantalons von Battist.

Figur 4. Mädchen von 8-9 Jahren. Kleid von hellbraunem Popeline mit 2 Röcken; der obere derselben ist der Länge nach mit Bandrücken in gleicher Farbe besetzt; eben so der Schoß des Leibchens, die doppelten Pagodenärmel, die Achselbänder und die über dem Chemiset sichtbaren 3 Querstreifen. Unterärmel und Chemiset von gesticktem Mull.

Figur 5. Knabe von 5 Jahren. Mädchen von indischem Nanjing, an beiden Seiten mit Querstreifen weißer Posamentierborte pyramidalisch verziert. Schräge Tasche, durch Troddeln markirt. Jäckchen von Nanjing mit entsprechender Garnitur, vorn offen, nach unten zu abgerundet und auf den Hüften mit Einschnitten versehen. Kragen und Unterärmel von gestreiftem Battist, Mütze von vergelbtem Maroquin, Stiefeln von demselben Stoff.

Figur 6. Knabe von 10 Jahren. Jäckchen von dunkelblauem Cashmir. Weste von weißem Piqué, vorn herunter zugeknöpft, Beinkleider von weißem Piqué, lackirte Stiefeln mit Bänderpuffen. Hemd mit Ueberschlagtrage und rothes Band als Cravatte.

Figur 7. Mädchen von 9 Jahren. Kleid von blauem, quergestreiftem Taffet mit 3 Volants, deren erster vom Gürtel ausgeht. Leibchen ohne Schoß mit hinten runder Berthe, deren Enden vorn sich kreuzen, und hinten am Schluß der Taille verschlungen, lang hinabfallen. Aermel mit breitem gespaltener Revers, durch ein Gitter schwarzen Sammetbandes zusammengehalten. Ein schwarzer Sammetstreifen bildet sowohl den Besatz der Volants als der Taille. Schweizer Kragen, Schweizer Unterärmel, weiße Pantalons, blaue Stiefeln; im Haar eine schwarze Sammetkappe mit langen Enden.

Figur 8. Knabe von 9 Jahren. Jäckchen von kastanienbraunem Sammet, mit aufgeschlagenen Aermeln, garnirt mit breiter Borte aus dunklerem Sammet, welche vorn, am schrägen Schluß des Jäckchens entlang geht. Weiße Pantalons, Unterärmel und Kragen von Battist, runder italienischer Strohhut.

Selene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paschkowsky.

(Schluß.)

Endlose Tannenwälder an den Bergen dehnen sich an beiden Seiten der bergan- und bergabführenden Chaussee nach Klauenthal. In das monotone Säuseln der Tannen klingt das harmonische Läuten der Herdenglocken, das Murmeln der aus dem Felsen sprudelnden, den Berg hinunterfließenden Quellschen und Bäche. Da ist denn Klauenthal mit dem Nachbarstädtchen Tellerfeldt, 1800 Fuß über dem Meeresspiegel, so daß die Luft hier schon merklich unfreundlich und rauh wird. Eine höchst interessante Tour machten unsere Reisenden in die bedeutenden Silber- und Erzminen hinab. Aber schauerlich ist es unter der Erde, wenn gleich durch unendliche viele Mühe und tiefe Arbeit es der Kunst der Menschen gelungen ist, alle Gefahren des Einsturzes dieser unterirdischen Gänge unmöglich zu machen. Mächtiges Gewölb stützt von allen Seiten die Schächte, in denen Bergleute, in ihrer finstern Tracht, Windlichter in den Händen, mit dem finstern Gruß: Glück auf! den Reisenden begegnen, die ebenfalls in Bergmannstracht 500 Fuß tief hinuntergefahren waren. Aber feucht und schwer ist die Luft, das Wasser sicker durch die Ritzen, das hämmern arbeitender Bergleute hallt dumpf wider und der Knall des Pulvers, mit dem das Erz herausgesprengt wird, scheint die ganze unterirdische Welt zertrümmern zu wollen. Die jungen Mädchen athmeten hoch auf, als sie im



Sommer-Moden.

Lampe an einem allerliebsten Puppentischchen zur Weihnachtsbescherung für Lucien. Warum denn sollte das Kind durch die Krankheit Toni's leiden? litt sie doch ohnehin so viel, da die geliebte Gespielin nicht bei ihr sein konnte; denn in Lucien's reinem Kinderherzen war kein Raum für Unversöhnlichkeit und Rache; alle Kränkungen aus früheren Tagen waren längst vergessen. — Auch für Toni hatten die Baronin und Helene bestmöglichst gesorgt. Der „Onkel“ hatte mit vieler Mühe eine kleine Auswahl blühender Tropengewächse aufgetrieben, mit denen Toni überrascht werden sollte. „Ellen“, hob Toni da plötzlich mit lauter Stimme an, und richtete sich mühsam halb auf, „willst Du mir einen Gefallen erweisen, meine Ellen?“ „Gern, meine süße Toni“, entgegnete Helene, erfreut der geliebten Kranken einen Dienst leisten zu können. „Weißt Du, Ellen“, nahm Toni das Wort, „in Deinem Schlafzimmer hängen die beiden hübschen Portraits, die möchte ich gern eine kurze Zeit neben meinem Bette haben. Da denke ich mir denn, die schöne bleiche Dame in dem himmelblauen Kleid mit dem gepuderten Haar sei meine Mutter, meine herzliche Mutter, und der schöne Mann in der Generaluniform mit den blauen Sternen auf der Brust sei mein Papa, wie er noch jung und hübsch und gesund war. Laß mir diese beiden Bilder, bis ich wieder hergestellt bin, denn Du hast ja noch immer Dein Großmütterchen, von der Du uns so oft erzählt hast, bei Deinem Bette hängen, und ich möchte auch so gern eine Mutter haben.“ Helene versprach freundlich ihren Wunsch zu erfüllen und ließ sich die Stelle zeigen, wo die beiden Bilder hängen sollten. „Und nun, Ellen“, begann Toni lebhaft wieder, „heute Nacht sollst Du ruhig und ungestört schlafen, denn ich will Dich nicht ungezogenerweise aufwecken; aber zuvor thue mir noch einen Gefallen und erzähle mir ein recht freundliches Märchen, wie damals, als wir in der grünen Geißblattlaube saßen und uns lange Ketten von den blauen Blumen der Springen machten. Hörst Du, Ellen, es muß aber ein recht liebliches Märchen sein, und wenn es Frühling wird, soll Onkel Siegfried den häßlichen Leich zuwerfen lassen, und Blumen sollen dann auf dem Rasen wachsen. Ich wie schön wir dann spielen wollen und ich füttere den ganzen Sommer die Gold- und Silberfische; denn wenn ich gesund geworden bin, dann wird Lucie mir immer meinen Willen lassen; die Andern“, fügte sie leiser hinzu, „werden dann sagen: die Toni ist so lange krank gewesen und da dürfen wir sie nicht aufregen und betrüben. Nicht wahr, Ellen? und zum Sommer reisen wir Alle wieder nach dem lieblichen Pyrmont, o, ich möchte so gern einmal wieder reisen!“ Helene wandte sich um, eine aufwallende Thräne zu verbergen, besann sich eine Weile und begann alsdann mit leiser Stimme ihr Märchen: „Dies in einem schattigen Thal, auf dem grünen Sammet eines sonnenbestrahlten Bläuschens blühte eine Blume unter den anderen Blumen des Thales. Sie war aber so hold und lieblich gestaltet, daß man hätte meinen können, die Hand eines Gärtners habe zwischen einfache Feldpflanzen aus fernem glücklicheren Regionen diese Blume hierhergeleitet, um zu sehen, ob sie zwischen den Blüthen des Nordens werde gedeihen können. Dabei war sie sich aber ihrer Schönheit bewußt, daß sie die anderen bescheidenen Blumen des Thales, das süßbustende, demüthige Veilchen, welches im tiefen Rasen blühte, die weiße Glockenlilie unter den grünen Gesträuchen und das blaue, sinnige Vergißmeinnicht am Rande des klaren Bächleins verachtete. Auch war sie widerstrebend und trotzig; wenn die anderen Blumen in stiller Nacht ihre Kelche öffneten, damit die kleinen Genien und Engel, die auf den Mondesstrahlen auf und nieder hüpfen, den perlenden Thau in den leuchtenden Kelch träufeln könnten; dann faltete sie ihre Blätter fest zusammen, als bedürfte sie dieses erquickenden Tränkchens nicht; wenn die anderen, demüthig, in heißer Sonnengluth sich senkten, schaute sie stolz und hochmüthig empor, als fürchte sie den verjüngenden Strahl nicht, und wenn ja ein wilder Sturmwind über das Thal dahinfuhr und mächtige Eichen entwurzelte, da neigten sich Alle so unterthänig hin und her, nur sie hob ihr Haupt muthig aufwärts, als könne der brausende Titan ihr nichts anhaben. Darüber wurden denn auch die kleinen Blumengenien, die bei dem ersten Morgenroth die Knospen wach küßten, sehr traurig, und sie verhiethen untereinander, was sie beginnen sollten, um die schöne, stolze Blume zu demüthigen. Der Eine sprach: wir wollen so heiße Sonnenstrahlen auf sie niedersenden, daß sie würde verschmachten müssen, wenn sie ihr stolzes Haupt nicht neigte. Der Zweite sprach: wir wollen einen Sturm über sie herbrausen lassen, der die stolzen Tannen des Gebirges entwurzelt, der wird auch ihren Stolz brechen. Laßt sie, sagte der dritte Engel, mich jammere diese arme schöne Blume, als wäre es eine verlorene Menschenseele — morgen sprechen wir uns! Und die stille Nacht zog heran, die Sterne funkelten am tiefblauen Himmel, hinter den braunen Bergen stieg der silberne Mond in die Höhe; seine leuchtenden Strahlen küßten die stillen Blumen im Thal und sie neigten wie in stummer Andacht ihr Haupt — und tief in den grünen Geblüthen sang eine Nachtigall ihr liebliches Lied zum Lobe der schönen, purpurrothen Blume. Die Blume hatte aber indessen einen wunderbaren Traum. Sie sah sich selbst in ihrer Schönheit und Pracht. Aber es war Winter um sie. Ein so kalter Hauch, wie sie ihn nie empfunden, umwehte sie, aus der schweren, grauen Luft fielen weiße wunderliche Flocken, leicht und wehend, wie die weißen Blüthenlocken der Hirschwurz, welche in feuchten Sümpfen wächst. Aber die wehenden Flockchen wurden eiskalt, und hart wie Bergkrysal. Die andern Blumen hatten demüthig alle ihr Haupt geneigt, waren nach und nach verwehlt und lagen nun eingehüllt in das Leichentuch des Winters. Da schauerte die Blume und sah sich selbst in dieser trostlosen Erstarrung um sie her. Allmählig wurde es wieder Frühling, laue Lüftchen sädelten, am blauen Himmel schien die Sonne, gelbne Käferchen und bunte Schmetterlinge wiegten sich im Sonnenschein, alle die anderen Blumen gudten neugierig lauschend aus der grünenden Erde hervor und die kleinen Genien küßten sie wieder wach ins Frühlingdsdasein, nur an der schönen, stolzen Blume flatterten sie vorüber, als bemerkten sie sie nicht. Da hörte sie denn auch Stimmen der Engel, die mit einander flüstereten, und sie merkte leicht, daß von ihr die Rede sei. Laßt die hochmüthige Blume, so redeten sie unter einander, still im tiefen Grabe der Erde schlafen, in dessen die Andern zu schönerem neuen Leben aufblühen; hat sie uns doch nicht kennen wollen und verschmähte unsere Gaben, die wie ihr spenden wollten: Thau und Kühlung nach brennender Sonnenhitze! — Eine namenlose Angst erfüllte ihr ganzes Wesen. Zum erstenmale blickte sie hilflos um sich, auf

die Blumenschwestern ringsum, und siehe da, die erblickten alle in schöner Gestalt unter einem tiefblauen Sonnenhimmel, auf sammetgrünem Rasen. Wieder schaute sie hinauf gen Himmel und wie gefaltete Hände streckte sie ihre Blätter empor. Da erwachte die Blume aus dem schweren Traum. Sie stand noch auf dem schlanken Stengel, ein schattiges Thal, ein helles Morgenroth leuchtete frieblich über Thal und Höhen, aber der Engel der Nacht hatte ihr schon seinen kühlenden Thau in den heißen Kelch gesenkt; denn ihr Stolz war gebrochen und wie die Sonne höher am Himmel daherkam, neigte sie demüthig ihr Haupt und wandte sich lächelnd den bescheidenen Schwestern zu, die sich nicht wenig verwunderten über die gänzliche Umwandlung der stolzen Schwester. Die kleinen Genien frohlockten untereinander, daß ihr Lieblingskind gerettet sei aus den Banden und Fesseln des Hochmuthes und der Selbstsucht. Was thut mir ihr denn jetzt? so fragten sie sich, denn sie wollten ihrem Liebling jetzt eine Freude bereiten. Wir wollen Sturm und Sonnenschein über sie hinstreichen und glücken lassen, damit sie siegreich in dieser Prüfung ihre Kräfte erproben mag, so sprach der Eine. Wir wollen ihr ein langes, liebliches Dasein voll milden Sonnenscheines und laue Winde verleihen, entgegnete der Zweite. Laßt mich gewähren, sprach erst der dritte Engel, der schon einmal den besten Rath erteilt hatte. Und wieder war die Nacht heraufgezogen, die Blumen senkten wie betend die Häupter und sie mit ihnen. Da schwebte leise auf der durchsichtigen Leiter der Mondesstrahlen der eine Engel hernieder und hauchte einen sanften Kuß auf ihre purpurrothen Blätter. Das war der Kuß des Todes gewesen, sie neigte ihr welkendes Haupt tief und tiefer, denn sie war eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen, um in himmlische Gefilde versetzt zu werden und allda zu blühen und zu duften für alle Ewigkeiten. Die andern Schwestern trauerten still über die schöne Gefährtin, die am nächsten Morgen bleich und welk am Stengel hing, und doch freuten sie sich, daß kein Sonnenbrand und kein Sturm sie mehr erreichen konnte. — Da hast Du mein kleines Märchen, Toni, hat es Dir gesagt? Hast Du es verstanden?“ Die Kreolin antwortete nicht. Schweigend reichte sie der Erzählerin eine ihrer bleichen, abgemagerten Hände und noch spät in der Nacht meinte Helene ein leichtes Schluchzen zu vernehmen. Gleich am nächsten Morgen ließ Helene mit Bewilligung der Baronin die beiden Portraits in Toni's Schlafzimmer schaffen. Der Baron und Curt legten selbst mit Hand an. Zum erstenmal verweilten Emma's Augen lange und forschend auf den Bildern, namentlich auf dem der Dame. „Sagen Sie mir, mein liebes Kind“, begann sie dann, „wie sind Sie in den Besitz der Bilder gekommen? Wer sind die Weiden?“ Unbefangen erzählte Helene der Baronin, was sie eben von dem Grafen und der Gräfin wußte, erzählte umständlich von dem vielfährigen Aufenthalt ihrer geliebten Großmutter in dem Schlosse der Gräfin und der Liebe der theuren Verstorbenen zu ihrer Gebieterin. Mit Thränen in den Augen gedachte Helene der unvergesslichen Großmutter, deshalb sah sie vielleicht die Thräne nicht, die im Auge Emma's glänzte. Ernst reichte sie Helene ihre Hände und diejenigen des jungen Mädchens ergreifend, verfügte sie sich mit dieser in Toni's Krankenzimmer, die heute leidender denn je, aber dabei ergeben und sanft wie selten im Leben und nie in ihrer Krankheit war. „Willst Du heute Abend wieder an meinem Bette sitzen?“ fragte sie freundlich, „ich möchte gerne wieder mit Dir sprechen, wenn die Andern alle zu Bette gegangen sind.“ Liebevoll wie nie herzte und küßte sie die kleine, weinende Lucie, dankte mit innigen Worten dem Onkel und dem Papa für all die schönen Blumen; dann wandte sie sich um und starrte stillschweigend die beiden lebensgroßen Bilder an der Wand an. So verging der Tag. Wieder saß Helene einsam am Bette des theuren Kindes; sie hatte darum gebeten, allein zu sein. Die Kleine lag in einem halben Schlaf. Dann fuhr sie unwillkürlich in die Höhe, faßte Helene's Hand und sagte mit ernster Stimme, sie klar und groß anblickend: „Ellen, ich habe Dein Märchen gestern Abend verstanden und nun weiß ich gewiß, daß ich sterben werde. Aber mein eigenstimmiges Herz, mein stolzer Sinn ist gedemüthigt und das habe ich Dir zu danken. Ich will nicht gleich der schönen, stolzen Blume in der Erstarrung, so in dem schwarzen Grabe der Erde liegen müssen, in dessen die Andern alle zu einem neuen schönen Dasein erwachen. Der liebe Gott wird mir auch, wenn ich recht demüthig zu ihm bete, einen sanften Tod schenken und unser Heiland wird mich zu sich nehmen, wo er die Kleinen zu sich kommen ließ und sie so herzlich lieb hatte. Ellen, meine Mutter, die wird mich in ihre Arme fassen, denn meine Mutter ist im Himmel und mein Vater auch. Denn, Ellen, nun weiß ich Alles. Sieh, Ellen, wie ich diese Nacht nicht schlafen konnte (so hatte ich weinen müssen über Deine Geschichte, in der Du mich meinst mit der schönen, stolzen Blume, mit ihrem Hochmuth und ihrem herrlichen Sinn), da schwebte mir so Manches in meiner Seele vorüber, und ich wußte nicht recht was; da, wie ich nun die beiden Bilder an meinem Bette hängen sah, und ich so lange starr nach ihnen hinschaute, da, Ellen, da schien es mir, als würde der Mann in der Generaluniform ein dunkelbraunes Antlitz mit schönen, schwarzen Augen und Haaren und die weiße, zarte Gräfin in dem himmelblauen Kleid eine dunkle Kreolin, so wie sie mich hier immer nennen. Wie im Traum sah ich die Gestalten aus dem schwarzen Rahmen auf mich zutreten und meine Mutter herzte und küßte mich. Aber einst, Ellen — o, nun weiß ich Alles — hatte meine Mutter mich aus der Matte genommen, in der ich schlief, hatte meine Haare schön mit weißen, duftenden Blumen geschmückt und der Mann mit den schwarzen Augen und Haaren hatte mit mir gespielt, seitdem habe ich Beide nicht wiedergesehen. Wenige Stunden nachher, o ich entfinne mich dessen genau, hörte ich ein lautes Geschrei, ich eile vor die Thüre der kleinen Wohnung und inmitten eines grünen Platzes, an einen Pfahl gebunden, sahe ich meine Mutter bleich, blutig, mit fliegenden Haaren und ein Mann stand daneben und geißelte sie, hi, noch ein Anderer stand dabei, der lächelte, das war der Massa Curt, den ich nachher meinen Papa genannt habe. Weiter weiß ich nichts, ich fing nur laut an zu schreien. Wie ich zum erstenmal wieder zur Bestimmung kam, lag ich in einem hellen, schönen Zimmer auf einem seidnen Pfuhl. Massa Curt stand an meinem Bett und reichte mir Zuckerwerk und Spielzeug; eine hohe, schlaffe Dame, die ich Ellen nannte, nahm mich auf ihren Schooß, und war so gut gegen mich. Ich muß lange krank gewesen sein, denn ich hatte dies Alles vergessen; nur zuweilen dämmerte ein Gedanke in mir auf, ich wußte nur nichts Genaueres. Jetzt weiß ich, werde ich sehr bald sterben

müssen, aber ich bin dem Massa Curt nicht mehr böse in meinem Herzen, wie sonst immer, ohne zu wissen, warum; denn er hat mich zu sich genommen, und hat mich hierher gebracht zu meiner Tante und zu Dir, meine süße Ellen; da hast Du mich gelehrt, ein gutes Kind zu werden, hast mich gelehrt, zu Gott zu beten, damit ich hinauf in seinen Himmel kommen, und mit den kleinen Engeln dort oben bei ihm sein kann; o, da werde ich denn auch meinen Vater wiedersehen und meine Mutter, o, meine Mutter; — wie ich mich oft nach ihr gesehnt habe, ohne es mir erklären zu können.“ Und Toni breitete ihre Arme aus, und fiel dann matt und bleich in die Kissen zurück. Helene hatte athemlos den unzusammenhängenden Reden der Kreolin gelauscht. Täuschte sie nur ein Spiel ihrer aufgeregten Phantasie? Helene betete in ihrem Herzen, daß es also sein möge, und dennoch war ihr in Curt's Wesen so Manches auffallend erschienen, nur daß sie es sich nicht hatte deuten können. Lauter heulte draußen der Decembersturm durch die kalten Bäume; aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, klang ein Seufzer, so laut, so schwer, so tief, daß er wie der Angstschrei eines gemarterten Gewissens, einer gequälten Menschenseele anzuhören war. „Was ist das?“ fragte sich Helene leise und ein innerliches Grauen erfaßte das kindliche Gemüth des jungen Mädchens. Lange nachher, als Helene sich schon zur Ruhe begeben hatte, hörte sie die Thüre des Nebenimmers sich öffnen und den schweren Gang des Onkel Curt die Treppe hinauf. — Seit diesem Abend war Toni vollständig umgewandelt. Der Friede, der ihrem jungen Herzen bisher gefehlt zu haben schien, nahte sich auf den Schwingen des heranrauschenden Todes; gütig, wie nie, benahm sie sich gegen Alle, selbst gegen den Onkel Curt und Lucien, gegen welche sie früher immer eine Art Abneigung gezeigt hatte. Helene blieb bis zu dem letzten Augenblick um sie, stets bemüht, sie in ihren Schmerzen zu trösten und den aufkeimenden Glauben ihres bis jetzt unerschütterten Geistes zu erheben und zu kräftigen. Schmerzlos und friedlich nahte sich ihr denn der letzte Kampf. Sanft lächelnd faßte sie mit ihren bleichen Händen Helene's und des Onkels Hand, um mit einem letzten Versuch ihrer mehr und mehr schwindenden Kräfte sie in einander zu fügen, gleichsam als solle er in Zukunft Helene wie ein theures Vermächtniß der Sterbenden betrachten — und leblos sank sie zurück. — Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte Helene ohnmächtig neben dem Bette Toni's nieder, ihre Kräfte waren vollständig erschöpft. Der Baron nahm sie wie ein Kind auf seine Arme und trug sie fort. Was sie im Leben so geliebt, die Tochter der tropischen Zone, Sonnenschein und Blumen, sollten sie auch zur letzten Ruhestätte begleiten. Sonnenschein konnten die trauernden Nachbleibenden ihr nicht bieten. Doch in ihrem langen weißseidenen Kleide lag sie förmlich in dem kleinen Sarge auf Blumen gebettet, und wo die schelten, breiteten sich Tannenzweige aus in ihrem ewiggrünen Schmuck, als ein Bild der Hoffnung unter den bunten vergänglichsten Farben, in denen die Blumen erglänzten. Am Abend des Begräbnistages, ehe wir von ihnen Abschied nehmen, finden wir noch einmal Alle im einsamen Wohnzimmer versammelt. Curt lehnt sich schweigend in den Fauteuil zurück. Helene, in ihrem dunklen Anzug, todtbleich, aber still gefaßt, in christlicher Resignation, die den bitteren Kelch ohne Murren ausgeleert hat, spricht leise mit der kleinen Lucie, die sie immer fragt, ob Toni denn gar nicht wiederkommen will, warum sie so starr und kalt ausah und dergleichen. Das Kind, in kindlicher Einsamkeit aufgewachsen, kann noch nicht begreifen, was der Tod ist. Endlich erhebt sich die Baronin und klingelt; die Kammerrfrau erscheint und entfernt sich mit Lucien, die Allen „Gute Nacht“ sagt. Jetzt wendet sich die Baronin gegen Helene, deren Hände sie ergreift, und spricht mit bewegter Stimme: „Wenn ich bis jetzt gegen Sie, mein gutes Kind, geschwiegen habe, und Ihnen nicht meinen und unsern Dank für Ihre unvergleichliche Liebe und Hingebung unserer entschlafenen Toni gegenüber ausgesprochen habe, so geschah es nur, um Ihren tiefen, wenn auch stillen Schmerz nicht von Neuem aufzuregen. Helene, können Sie einen Theil der Liebe, die, wie ich leicht begreifen kann, für Toni in Ihrem Herzen lebt, auf unsere kleine Lucie übertragen, dann soll Lucie in Zukunft Ihre Schwester sein und Sie bleiben natürlich bei uns. Wissen Sie, ich habe Sie schon lange darum bitten wollen, denn ich habe es für einen Fingerzeig Gottes angesehen, der Sie in unser Haus führte. Helene, ich habe die beiden Portraits in Ihrem Schlafzimmer lange erkannt, es sind die Bilder meiner beiden Großeltern, wie ich sie in dem Ahnensaal meiner Eltern in meiner Kindheit habe hängen sehen; hat meine Mutter mir doch so oft von der treu ergebenen Gesellschafterin und Freundin im elterlichen Hause erzählt. Das hat Gott Alles so gefügt, und nun willigen Sie ein, bei uns zu bleiben, wissen Sie doch, mit welcher innigen Liebe Lucie Ihnen anhängt und wir nicht weniger.“ Helene war eine Weile stumm, Alles stürmte zu erschütternd auf sie ein. Der Baron und Emma blickten sie gespannt an; leise hatte Curt sich erhoben und trat ihnen näher. „Entscheiden Sie sich noch nicht, mein liebes Kind“, begann er mit mühsam unterdrückter Bewegung, „erst hören Sie mich an, und Ihr, Siegfried und Emma, laßt mich Euch ein Bild meiner Vergangenheit enthüllen, ob mein Innerstes sich auch dagegen sträubt; und dann urtheilt, dann entscheidet Ihr Drei, denen gegenüber ich mir wie ein fluchbeladener Verbrecher ersehe, wenn Helene ihre Zukunft widmen möge — Euch, deren Erinnerung, deren früheres Leben nächtliche, dunkle Vergangenheit trübt, Euch, die Ihr glücklich seid in einem segensreichen Wirkungskreis, in einer stillen Häuslichkeit, im Besitz eines guten, schönen Kindes; oder mir dem Krüppel, dem Verbrecher, dem Gott jetzt seine einzige Freude genommen hat, das reizende Kind, das ich mit grenzenloser Zärtlichkeit liebte, und das mir doch immer wie eine fürchtbare Mahnung an mein vergangenes Leben erschien, dessen Herz Gott vielleicht eben deswegen, trotz all meiner Liebe, von mir gewandt hat; hört meine Selbstbekenntnisse und dann urtheilt, urtheilen Sie, Helene! Sie dürfen nicht erörtern, denn ich will Sie einfach als Tochter adoptiren, wie ich Toni dereinst adoptirt, das Kind, das mir durch eine fluchwerthe That anheimgefallen ist. Siegfried, Du kennst vielleicht allein mein früheres Leben, in meinen Studentenjahren und in dem Befreiungskampfe; Siegfried, Du warst mein guter Engel, den ich nie hätte verlassen sollen; Ihr Beide wißt es, wie ich, des tollen Lebens und Treibens in Europa müde, mir



Die Stunden des Tages.

Ruhe und Befriedigung in einem neuen Welttheile erlangen wollte. Ich habe es Euch damals mitgetheilt, wie die gewaltige, großartige Natur Amerikas, mit seinen Riesenströmen und Riesennurwäldern, seinen melancholischen Prairien und mächtigen Gebirgszügen einen erschütternden Eindruck auf mein erschlossenes Gemüth hervorbrachte, während wiederum die vom Hauch der Cultur damals so wenig unterwühlte, fast jungfräuliche Natur ein Gefühl der Befriedigung und sanftere Regungen in meinem Herzen erweckte, daß ich mich unwillkürlich an Gott wandte, dessen ich in dem wüsten Treiben des Weltlebens fast vergesse. Vielleicht eben deswegen war ich, als ich mich späterhin in einer südlicheren Provinz niedergelassen und meine Plantagen beaufsichtigte, meinen Negern und Sklaven ein menschenfreundlicher Herr, dem Alle auch mit Freunden gehorchten und den der blühende Zustand seiner Besitzung denn auch am besten für seine menschenfreundlichen Bestrebungen belohnte. Unter meinen Sklaven befand sich ein Eingeborner, mit Namen Carral, der mir immer so treu ergeben war, und dem ich deswegen die Freiheit zu schenken mir öfters vorgenommen hatte. Der treue Mensch war aber ganz zufrieden in seiner Stellung, und wie er vollends mit einem allerliebsten Mädchen, Amazili, verheirathet war und sich Beide eines engel-schönen Kindes, meiner armen Toni, erfreuten, waren Beide vollkommen glücklich und wünschten nichts mehr vom Leben, als ihren guten Massa zu behalten. Auch ich freute mich des niedlichen, wilden Kindes und fragte scherzend oft die Mutter, ob sie es mir späterhin abtreten wolle, ich würde es wie eine feine Dame erziehen lassen. Da meinte die Mutter denn immer, von dem Kinde könne sie sich nur im Tode trennen. Bis jetzt habe ich Euren Blicken ein liebliches Bild dargelegt, ein Bild voll Zufriedenheit und Heiterkeit. Dann seht Ihr mich nach und nach, um kurz zu sein, in eine Gesellschaft junger An-siedler aus der Umgegend gerathen und eine der suchwerthesten Leidenschaften, die das geistige und körperliche Wohl des Menschen untergraben, ich meine die Lust zum Spiel, Gewalt über mich gewinnen; wie es nun kam, begriff ich damals nicht, begreife ich noch nicht; nur eins ist mir jetzt klar geworden, welche eine tiefe Wahrheit in den Worten eines Gedichtes von dem herrlichen Gellert liegt, das meine Mutter uns stellenweise zuweilen recitirte, ich meine jene Worte:

Erzitter vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind auch die andern Schritte
Zu einem zweiten Fall gethan!

Ich spielte hoch und gewandt hohe Summen, um späterhin, wie es häufig den Spielern ergeht, wenn die Leidenschaft sie mit ihren unseligen Neigen umstrickt hat, wieder enorme Summen zu verlieren. Dabei vernachlässigte ich meine Besetzung, wurde ein unfreundlicher mürrischer Herr meiner Negern und Sklaven; mein früherer Jähzorn erwachte wieder. Ohne das große Jahrgeloh, das Siegfried mir alljährlich zuschickte, hätte es traurig um mich ausgesehen bei dem Mißwachs meiner Pflanzungen und meiner mehr und mehr um sich greifenden Spielwuth. Ein einziger, treuer, wahrer Freund ermahnte und beschwor mich oft mit seiner jungen Gattin, einer Engländerin, inne zu halten in meinem unsinnigen Treiben. Umsonst — umsonst! ich taumelte fort auf dem einmal betretenen Pfade, bis mein Verhängniß, nein, was sage ich, die Strafe meines tollen Lebens mich erreichte, bis ich das Maß meiner Schlechtigkeit voll machte.“ Er hielt eine Weile inne. „Eines Morgens kam ich aufgeregter denn je nach Hause; ich hatte ungeheure Summen verspielt; zufälligerweise blickte ich in die Höhe und gewahrte vor der niedern Gölle den Neger Carral mit seinem Weibe und seiner Kleinen; ich sah, wie die Mutter einen Kranz von schneeweißen Blüten zusammenschlang, ich hörte die Kleine lachen und jauchzen, und ein Gefühl von entsetzlichem Neid und giftiger Gehässigkeit bei dem Anblick der glücklichen Menschen erfüllte meine Seele. Welch ein Unstern mich leitete, weiß ich nicht, ich sprang vom Pferde, warf dem herbeieilenden Diener den Zügel hin, schlich, unbemerkt von Carral, in ein dichtes Eucalyptengebüsch, das Pianenranken fast undurchdringlich machten. Hier konnte ich Alles umsehen überblicken und anhören. Die Weiden rebeten leise mit einander: Carral, um mich meines wüsten Lebenswandels wegen zu beklagen und zu entschuldigen, Amazili, in unfreundlicher Weise mich verfliegend und beschuldigend. Während, meiner kaum mehr mächtig, sprang ich hervor. „Das sollt Ihr mir büßen,“ schrie ich mit bebender Stimme, und eilte weiter. Ein Grund zur Strafe war leicht gefunden bei meiner sinnlosen Leidenschaft, der ich die Zügel nun vollends schiefen ließ und die ein Opfer suchte, meine Rache zu küßeln. Amazili hatte sich Tags zuvor ein leichtes Versehen zu Schulden kommen lassen. Ich ließ sie vor meinem Hause an einen Pfahl binden und prügeln. Umsonst flehten Carral und sein Weib mich fußfällig um Gnade und Erbarmen. Lächeln auf den Lippen, stand ich dabei, sah, wie die Geißel über ihren nackten Rücken geschwungen wurde, sah sie bleich, blutend, endlich todtenfahl dastehen und endlich hinsinken, — aber ich blieb ohne Mitleid. Ein einziger Schrei entfuhr ihren Lippen, ein lauter Befehl aus dem Munde der kleinen Toni antwortete ihrem Klage-laut. Dann wurde Alles still. — Spät Abends ritt ich wieder aus; es ließ mich im Hause nicht ruhen und rasten; ein unheimliches Gefühl erfüllte meine Seele, ich konnte es mir damals nicht denken, jetzt weiß ich es; es war die Stimme meines Gewissens, das mir zurief: Du bist vielleicht der Mörder eines unschuldigen Weibes! und Amazili war wirklich am Abend desselben Tages gestorben, in Folge jener fürchterlichen Geißelung. In der Nacht kam ich nach Hause. Bei dem Scheine der Sterne sah ich einen schwarzen Schatten sich an der weißen Veranda abzeichnen. Ein Blitz leuchtete plötzlich auf; ein Schuß krachte und ich stürzte vom Pferde blutend zur Erde nieder. Die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt; sie hätte mich wohl ins Herz treffen sollen und hatte mich zum Krüppel geschossen.“ — Wieder hielt Curt eine Weile inne. Todtenbleich war sein Gesicht, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. Emma und Helene schluchzten laut. „Lange Zeit lag ich bewusstlos; wie ich zur Besinnung erwachte, lag ich in meinem Bette; Ellen, die treue Freundin, stand mit ihrem Manne neben mir; ich war jetzt außer Gefahr, das Fieber hatte nachgelassen; aber jetzt, bei Tage und bei Nacht, quälte mich um so furchtbarer mein Gewissen, die schrecklichsten Bilder einer wilderregten Einbildungskraft umgaukelten mich; o, ich litt Höllenqualen neben meinen körperlichen Schmerzen. Mein Bein war amputirt worden. Langsam ging es mit der Besserung. Meine erste Frage war nach Carral, nach seinem Weibe hatte ich nicht

einmal den Muth zu fragen; ich mochte eine unglückliche Antwort fürchten. Amazili war gestorben; Carral war seit jener Nacht verschwunden — harter Vater, der sein leibliches Kind verlassen konnte! Keiner ahnte seine Rache, Keiner konnte sich mein Unglück in jener Nacht erklären, nur ich allein, ich, der ich ein unglücklicher Krüppel geworden war. Toni, die arme, elternlose Waise war indessen in Ellen's Hause geblieben, die mit zarter Sorgfalt das verlassene Mädchen hütete, da ihre eigene Ehe kinderlos geblieben war. Schon während meiner Krankheit hatte ich den Plan gefaßt, an dem Kinde wieder gut zu machen, was ich an den Eltern verbrochen. Ich nahm die Kleine zu mir, die, wie Ellen mir mittheilte, Tage lang nach der Mutter geweint und gesammert hatte, bis sie endlich still und friedlich geworden. Auch bat Ellen mich, das Kind unter ihrer treuen Aufsicht zu lassen, da die Kleine an Geist und Körper leid und sei und einer zarten Fürsorge bedürfe. Ich wollte indessen mich nicht von dem so schwer errungenen Kinde trennen, und befiel sie in meinem Hause. Zugleich war es meine Absicht, mein Besitzthum zu verkaufen und mit meiner Adoptivtochter nach Europa zurückzuführen. Zwei Jahre vergingen, ehe mein Wunsch erfüllt wurde, einen comptanten Käufer zu finden. Unterdessen war Toni körperlich und geistig leidend geblieben, sie mußte im höchsten Grade geschont werden, bei einer auf-fallenden Reizbarkeit ihres Gemüthes. Sie nannte mich Papa und schien ihre Eltern ganz vergessen zu haben, aber ihre Liebe konnte ich mir auf keine Weise erringen, ich mochte thun, was ich wollte. Vielleicht war es eben ihr Verderben, daß sie deswegen so eigenstimmig und launenhaft geworden. So kam ich nach Europa, denn auch der Hausarzt rieth mir eine Veränderung der Luft, auch Toni's wegen. Das Andere wißt Ihr. Nun sprechen Sie, Helene, wollen Sie, können Sie mir, dem armen, alten Krüppel, dem Verbrecher, mit der Liebe einer Tochter anhängen, jetzt, da ich hoffen darf, daß Gott mein heißes Gebet erhört und den Fluch, der mein Dasein vergiftet hat, von mir genommen, jetzt, wo das geliebte und doch so gefürchtete Kind, das mich an meine sündige Vergangenheit mahnte, in seligem Frieden entschlafen ist, können Sie, wollen Sie meine Tochter sein, Helene, und mit Ihrer sanften, milden Heiterkeit meinen Lebensabend verschönern? denn ich fühle es, ich werde nicht mehr gar lange zu leben haben; hier im Herzen sah der Wurm und nagte daran! o, ich habe so viel gelitten, so schwer gelitten!“ Helene hatte sich dem Dunkel genahet, schaute ihn mit den großen Kinderaugen klar, wenn auch durch Thränen lächelnd, an, und flüsterte leise: „Ja, ich will Ihre Tochter sein, eine gehorsame, liebende Tochter, und Gott mag mir Kraft verleihen, Ihnen so viel Freude zu bereiten, wie die unglückliche Toni Ihnen nicht hat gewähren können; nur trennen Sie mich nicht von Lucien, nicht eher, bis sie erwachsen ist und meiner nicht mehr zu bedürfen scheint. Suchen Sie hier, mein theurer Vater, so nenne ich Sie in Zukunft, einen Wirkungskreis, der Ihren Fähigkeiten angemessen ist; und dereinst, wenn Lucie selbstständig dasteht und es Ihnen dann in der Heimath nicht mehr gefällt, dann folge ich Ihnen, und wäre es wieder über das Weltmeer. Bis dahin hoffen Sie auf Gottes Erbarmen und Gnade, und der innere Frieden, der von Ihnen gewichen, wird seine segnenden Schwingen über Sie breiten und Sie werden noch glücklich werden im neu-erwachten Gottvertrauen, im neuerrungenen Seelenfrieden.“ „Amen!“ sagten bewegt Siegfried und Emma.

Tief in später Nacht wachte Helene noch vor dem Bilde der Großmutter, blickte hinauf zu ihr und murmelte mit gefalteten Händen: „Großmütterchen, mir ist Dein Gebet so herrlich erfüllt worden, welches ein reicher Wirkungskreis ist mir verliehen! Kann ich da noch trauern um ein vorangegangenes geliebtes Wesen, mit dem ich doch einst wieder vereint werde? O, ich schaute fast ängstlich in die Zukunft, jetzt, wo ich hätte eine Umgestaltung meines Schicksals erwarten können, und jetzt bin ich der Sorge überhoben, und Gott hat es so herrlich mit mir im Sinne gehabt, daß mir aus tiefem Leid eine reine Freude erblühen sollte. Großmütterchen, wenn Du lebest, so würde ich Dir Deinen Lieblingsgesang singen müssen, und so will ich meinen, Du wärest noch lebend bei mir, und Dir den Gesang singen, wie an jenem Abend, da du mich auf meine Zukunft vorbereitetest.“ Sie öffnete leise ihr Klavier und durch die Stille der Nacht zitterten die herrlichen Klänge ihrer gedämpften Stimme und die Worte des schönen erhabenden Liedes von Paul Gerbard:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz mir kränkt,
Der allertreuesten Pflege
Deß, der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Fluth und Winden
Bestimmte Zeit und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann.

[2306]

Stunden des Tages.

Des Tages holde Stunden,
Sie nahen in heitern Reihn,
Und führen, was da lebet,
Zus Reich des Lichtes ein.

Sie ziehn mit Rosenfinger
Den Wolfenvorhang auf
Und rufen mit heller Stimme:
„O Menschheit, wache auf!“

Sie zeigen, hold entschleiert,
Die ahnungsvolle Welt,
Die noch das erste Träumen
Des Lenzes umfassen hält.

Sie gießen mit vollen Händen
Das Licht auf dämmernde Au'n,
Und rufen mit milder Bitte:
„O Menschheit, lerne schaun!“

„Sieh dieses Werden und Reimen,
„Das Ahnen, den Hoffungsdrang,
„Das Frühlingserwachen . . .
„O Menschheit, sei nicht bang!“

„Das Böglein trägt sein Freuen,
„Sein Sehnen himmelwärts —
„Lauch' seinem Lieb — und thue
„Ein Gleiches, Menschenherz!“

Des Tages heitre Stunden,
Sie rufen uns mahnend zu
Im keimenden, wirkenden Leben:
„O Menschheit, wirke auch Du!“

„Greif' dieses Tages Arbeit
„Mit frohem Muth an;
„Bald kommt die Nacht — bedenke —
„Da Niemand wirken kann!“

Marie Harrer.

(„Stunden der Nacht“ in Nummer 25.)

Ein Spiel mit Rosen.

Wir nennen es „ein Spiel“, weil es, mit der strengen Natur kandelnd, ihre rauhen Gesetze spielend zu umgehen weiß, und ihr duftende Blüten abhört, wo sie nur Schneefelder und Eisblumen zu geben gewohnt ist.

Wir sprechen von dem Verfahren, wodurch es möglich wird, zu jeder Jahreszeit frische Rosen zu haben; gewiß eine Möglichkeit von unschätzbarem Werthe für Alle, welche die fröhliche Spende eines Bouquets auch im Winter ihren Lieben darbringen möchten, eines Bouquets, welches, sei es noch so schön, doch erst durch die Rose die rechte Vollendung und die zarteste Deutung erhält.

Im September oder October, wenn die Rosenbüsche mit ihren letzten Blüten prangen, schneide man die schönsten Knospen ab. Gleichzeitig lasse man eine eiserne Pfanne, welche starke Gluth vertragen kann, mit Kochsalz, zugebeut in einen heißen Ofen, oder über Kohlen setzen. Bald wird das Salz trocken, knistert und wird zu einem sehr feinen Pulver, feiner, als man es durch bloßes Zerstampfen herstellen kann.

Nun läßt man das Salz erkalten, streut einen Theil desselben auf den Boden eines Gefäßes, legt darauf so viel Rosenknospen, als ohne sich zu berühren Platz finden, bedeckt diese vollständig mit Salz, läßt eine zweite Schicht Rosenknospen folgen, alsdann eine Lage Salz und so fort, bis das Gefäß voll ist. Dann verschließt man es hermetisch und bewahrt es an einem trockenen Ort auf bis zum Augenblick des Gebrauchs.

Ist dieser gekommen, so nimmt man die Knospen aus ihrem Salzlager; erschreckt nicht, wenn sie zum Theil vertrocknet sind, das ist nur Scheintod. Sie werden wieder lebendig. Schneidet den unteren Theil des Stiels ab, stellt sie in ein Glas mit Wasser, und Ihr werdet die Rosen, wenn auch langsam — zum Leben erwachen, sie aufblühen sehen.

Will man die Farbe der Rosen verändern, z. B. eine grüne Rose hervorbringen, ein bisher von den Gartenkünstlern noch unerreichtes Phänomen, so bestreut man die Blume mit seinem, etwas feuchtem Tabak, schüttelt denselben nach Verlauf einiger Stunden ab — und die Rose ist grün. Mit der ursprünglichen Farbe zugleich hat sie auch ihren Duft verloren und dafür einen weniger angenehmen eingetauscht, woraus leicht abzunehmen ist, daß man den Scherz mit dieser Verwandlung sich nur gegen sehr genaue Bekannte erlauben darf.

Ein zarterer Scherz, welcher Niemanden verletzen kann, ist folgender:

Man überreicht Jemandem eine weiße Rose, und nach Verlauf einiger Stunden sieht die damit beschenkte Person mit Erstaunen, daß die Rose sich röthet.

Um dieses Wunder zu bewirken, nimmt man eine rothe Rose, steckt diese in eine Papierblüte, den Stiel nach der Spitze der Blüte und hält sie umgekehrt über ein Kohlenbecken, worin Schwefelblüthe brennt. Die Rose verliert dadurch alsbald ihre Farbe, welche jedoch nach einigen Stunden zurückkehrt.

[2372]

Der Fuß.

Nicht allgemein ist man der Ueberzeugung, daß der Fuß, d. h. ein schöner Fuß, zu den wesentlichsten Bestandtheilen menschlicher Schönheit gehöre; doch daß „gesunde Füße“ zum Wohlsein des Körpers, fast könnte man hinzufügen: der Seele — erforderlich sind, das leugnet gewiß Keiner, welcher die Dienste jener Träger der menschlichen Gestalt mit Schmerzen bezahlen mußte, oder auch nur durch kleine Leiden derselben an ihr Dasein gemahnt wird.

Jeder weiß, wie abhängig das körperliche Wohl, die heitere Seelenstimmung von der Gesundheit der Füße ist, und dennoch werden im Ganzen diese so wichtigen Gliedmaßen nicht mit jener Sorgfalt gepflegt, welche sie für ihre recht schweren Dienste beanspruchen dürfen.

Weil die Füße zu den bedeckten Körpertheilen gehören, geschieht es oft, daß die Schönheit, welche durch Reinlichkeit und Sorgfalt ihnen gegeben werden könnte, verloren geht, oder erst gar nicht erstrebt wird; man tröstet sich über die Vernachlässigung der Füße mit dem Gedanken: „Niemand sieht es.“

Allerdings eine eben so unzureichende als unzarte Entschuldigung für die Versäumniß einer Pflicht gegen uns selbst; denn wollten wir die Pflege des Körpers nur auf die Theile beschränken, durch deren sichtbare Schönheit wir zu gefallen hoffen, so hätte die sonst rühmliche Sorgfalt für unsern Körper allzusehr den Beigeschmack der Koketterie, um unbedingt Lob zu verdienen, oder uns als Pflichterfüllung angerechnet zu werden.

Als häufige Entschuldigung unverzeihlicher Toilettenverschämnisse hört man die Klage: „es kostet so viel Zeit!“ doch diese Klage ist begründet nur da, wo durch Vernachlässigung die Arbeit ungewohnt und schwierig geworden. Auch die Pflege der Füße, sobald regelmäßig dabei verfahren wird, ist nicht zeitraubender, noch mühseliger als andere zur Erhaltung des Körpers nöthige Reinlichkeitsmaßregeln; denn Reinlichkeit ist für die Füße, wie für den ganzen Körper, Hauptbedingung der Gesundheit und Schönheit.

Das häufige Baden der Füße ist nicht heilsam; es genügt, alle vierzehn Tage ein lauwarmes Fußbad zu nehmen und allabendlich vor dem Schlafengehen die Füße mit einem feuchten Tuche abzuwischen. Bei dieser Gelegenheit hat man zu beachten, ob Hühneraugen oder harte Haut sich bilden. Letztere ist fast immer mit bloßen Händen leicht zu entfernen; wenn nicht, so nehme man eine etwas gekrümmte Scheere zu Hilfe, vermittelt welcher man die im Entstehen begriffenen Hühneraugen ebenfalls beseitigen kann.

Der Hühneraugenvertilgungsmittel giebt es unzählige, doch ist ihre Wirkung so zweifelhaft, daß wir zu ihrem Gebrauch nicht rathen mögen. Wer das Ausschneiden der Hühneraugen scheut und dieselben durch Erweichen entfernen will, bedient sich dazu am besten eines mit gelbem Wachs befruchteten Flechtens Leinwand, oder, wenn das Uebel weiter vorgerückt ist, des Diachylonpflasters.

Das Pflaster wird ziemlich dick auf ein rundes Stückchen Leinwand gestrichen, welches das Hühnerauge gerade bedecken muß. Um das Pflaster auf der Stelle festzuhalten, wickelt man ein feines Streifen Leinen darüber. Die hornartige Haut erweicht sich durch dieses Pflaster, dessen fortgesetzter Gebrauch die Hühneraugen gänzlich beseitigt.

Bei den sehr schmerzhaften Hühneraugen zwischen den Zehen rathen wir, sich des Wachstafetts oder eines Stückchens feiner Leinwand zu bedienen, welche man zwischen die Zehen legt, damit sie sich nicht berühren. Will man die Hühneraugen zwischen den Zehen ausschneiden, so darf das nur mit höchster Vorsicht geschehen, da eine Verwundung bei Entfernung des Uebels schlimmer sein würde, als das Uebel selbst.

Eine beklagenswerthe Unannehmlichkeit ist der überfließende Schweiß der Füße, welcher sich jedoch in den meisten Fällen durch Reinlichkeit beseitigen läßt. Damit behaftete Personen müssen wöchentlich einige laue Fußbäder nehmen, häufig die Strümpfe wechseln, bei Tage stets mit leicht bekleideten Füßen gehen, dagegen bei Nacht dieselben sehr warm halten, entweder durch wollene Strümpfe, oder durch Einwickeln in wollene Decken, um den Schweiß bei Nacht zu befördern; ein wirksames Mittel, dem Transpiriren der Füße bei Tage vorzubeugen.

Am Morgen müssen natürlicherweise die wollenen Strümpfe sogleich mit leichteren, am besten mit Zwirnstrümpfen vertauscht werden, wie überhaupt die Zwirnstrümpfe, namentlich im Sommer, den baumwollenen vorzuziehen sind.

Wollene Strümpfe sind nicht jeder Haut zusagend; als Surrogat derselben im Winter kann man dagegen die sogenannte Vigognewolle empfehlen, welche Weichheit mit Wärme vereinigt.

Häufiges Wechseln der Strümpfe ist Sache der Reinlichkeit und darf mithin nicht besonders empfohlen werden.

Sehr wesentlich für die Pflege der Füße ist die Behandlung der Nägel. Im Allgemeinen gelten dafür die bei den Fingernägeln gegebenen Regeln, doch wollen wir noch besonders erinnern, die Nägel der Zehen nicht zu kurz abzuschneiden und beim Verschneiden sie in den Ecken gut abzurunden, damit die Spitzen nicht in das Fleisch wachsen, was nicht nur an und für sich schmerzhaft ist, sondern häufig Geschwüre veranlaßt. Das Einabdrücken der Haut an den Wurzeln der Nägel ist sehr vortheilhaft für ihre Form und ihre Gesundheit, und geschieht dies, wie auch alle vorhergenannten Operationen, stets am besten nach dem Fußbade, wo die Haut noch weich ist.

An den Nägeln selbst zu schaben und zu feilen, wäre dagegen ganz unweismäßig, da gerade die Zehennägel kräftig erhalten werden müssen, um nicht zu brechen oder zu zersplittern.

Die jetzt übliche Fußbekleidung der Damen, die leichten, anliegenden Zeugstiefeln, sind im Ganzen der Form, wie der Gesundheit der Füße sehr zuträglich, so bald sie nicht zu knapp, und in angemessener Länge getragen werden, um die Spitzen der Zehen nach vorn nicht zu beugen. Der Schuh dürfte zwar bei großer Hitze gesünder sein, doch der Stiefel giebt den Schritten größere Sicherheit, und verhindert, wenn er der Form des Fußes entsprechend gearbeitet ist, das unschöne Ausretren derselben.

Damit soll nicht gesagt sein, daß das in China übliche Einschüren der Füße mit unsern Begriffen von Schönheit derselben übereinstimme; im Gegentheil ist Nichts der partiellen Schönheit der Füße allein, sondern sogar der Schönheit im Allgemeinen nachtheiliger, als zu kurze und zu enge Fußbekleidung. Der Gang wird unsicher und ungraziös, die Züge des Gesichts verlieren die Unbefangenheit und nehmen jenen Ausdruck verzerrten Schmerzes an, der keineswegs schön, und in diesem Fall nicht einmal zu bemitleiden ist, zumal wenn das Leiden aus Eitelkeit entspringt.

Enge Fußbekleidung im Winter bei großer Kälte verursacht Frostbeulen, indem sie den Umlauf des Blutes hemmt; im Sommer peinigt sie durch Anschwellen der Füße, kurz sie ist nie und zu keiner Zeit zu rechtfertigen.

Die Erziehung und Pflege der Füße vom ästhetischen Standpunkt aus, d. h. in Bezug auf Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen, wäre freilich noch ein weites, ein schönes Feld der Besprechung, welches zu betreten jedoch hier nicht in unserer Absicht, und wer weiß, ob in unserer Macht liegt.

Gewiß werden alle Leserinnen mit uns die Ansicht theilen, daß es nicht nur darauf ankomme, daß der Fuß den Körper trage, sondern nicht minder, wie und auf welche Art er dieses sein Amt erfülle; ob als Sklave, der eine Last schleppt, oder mit der Anmuth, die das Bewußtsein der Kraft und der Freiheit verleiht, welches von keiner Last weiß, weil es sie spielend trägt.

O, es ist Charakter, es ist selbstständiges Leben im Fuß, oder, um richtiger zu sagen, der Fuß ist ein Dolmetscher sowohl der augenblicklichen Empfindungen, als auch entschiedener Charaktereigenschaften. Die Freude beschwingt den Fuß, wie der Schreck ihn lähmt; der Fuß des Herrschers tritt anders auf, als der Fuß des an Dienstbarkeit gewöhnten Menschen; der Fuß des Intriguanen anders, als der des Offenherzigen.

Der Fuß erzählt Lebens- und Leidensgeschichten, nicht minder als das Auge, dem, der sich auf seine Sprache versteht. Verebbarkeit liegt nicht allein in Maria Taglionis, in Lydia Tomion's ausdrucksvollen Füßen, aus deren Sprache uns die zur Wissenschaft gewordene Grazie entgegentritt. Ausdrucksvoll ist jeder menschliche Fuß, namentlich geben seine Form und seine Bewegungen, wie schon bemerkt, einen sichern Maßstab für das innere und äußere Wesen seines Besitzers. Des

Kindes rosiges Füßchen, des Gehens noch ungewohnt, verrieth die zwanglose Anmuth und geschonte Weichheit des frühen Lebensalters, wo vom Menschen noch Nichts gefordert, wo ihm nur gegeben wird.

Schüchtern, leise und ängstlich berührt den Boden der Fuß eines Menschen, dem sein Schicksal drückende Abhängigkeit zuertheilt; in den Bewegungen seiner Füße liegt das Bekenntniß: „Ich weiß nicht, ob ich diesen Schritt recht thue!“

Mit sicherem, leichtem und festem Fuß geht der vom Glück begünstigte, durch Selbstvertrauen gehobene, oder durch die Liebe und Werthschätzung seines Nächsten verwöhnte Mensch einher. Sein Gang spricht die Ueberzeugung aus: „Was ich thue, ist recht!“

Wie gesagt, die Sprache des Fußes bis in ihre feinsten Nuancen zu verfolgen, würde den Raum eines Buches fordern, und vielleicht (wer weiß, wohin Gründlichkeit führen könnte) mit einer „Geschichte der Völker“ endigen.

Der Himmel bewahre uns und unsere bescheidenen Toiletten-Artikel vor solchen Ausschweifungen und Uebergriffen! Es würde unsere Füße in schlechten Ruf bringen, wenn sie sich solcher „Uebertretungen“ schuldig machten. [2377]

Gedichte

von Leopold Schefer.

7.

Die Lieder des Lebens.

Die Menschenbrust ist eine Aeolsharfe,
Auf der die alten Himmelsgeister sich
Die alten lieben Kinderlieder spielen —
Das Lied der Ankunft in dem offenen Himmel;
Das Lied der Jugend; und das Lied der Schönheit;
Das Lied der Sehnsucht; und das Lied des Jindens;
Das Lied der Liebe und des ruhig Wohnens
Im Himmelreich. Darauf das bange Lied
Vom grauen Haar; das Lied des leiz Vergehens;
Verlierens; und des Schmerzes um Verlorne;
Darauf das hohe alte Lied vom Scheiden.
Und wenn sie auch dies Lied gesungen haben,
Dann ist die Brust entwei; die Aeolsharfe
Mit ihren nach und nach zerrißnen Saiten
Vermorcht, und wird zu Staube in der Erde.

Die Himmelsgeister aber bauen neue
Und schöne Aeolsharfen; sie besaiten
Sie frisch; sie stellen sie den Frühlingslüften
Auf Blüthenbäume hin . . . den Abendwinden . . .
Dem Herbstgestirne; ja selbst die Sonnenstrahlen
Und Mondenstrahlen regen sie — wie Blicke
Aus Augen Liebender — zu klingen auf,
Und schwirren durch sie hin bei Tag und Nacht;
Sie klimpern, wie mit zarten Kinderfingern,
Den jungen Blumen Wiegenlieder drauf;
Den dürrn Häuptern aber Abschiedsklänge,
Nur Göttermelodien, ohne Worte.
Doch ewig spielen sie dasselbe Lied,
Mit sanftem Himmelshauch darcin gesäuelt,
Und wer es hört, der weint vor Seligkeit. [2225]

Garten-Arbeiten.

J u n i .

Der Lenz ist dem Sommer gewichen, das beweist das dunkler gefärbte Grün der Bäume, die voller wogende Saat, der heißer glühende Sonnenstrahl, welcher auf den Wiesen Tausende von Blüthen hervorlockt und die stolzeren Blumen des Gartens mit lebhaftern Tinten färbt, als die mildere Frühlingssonne zu geben vermochte.

Die Arbeiten im Garten häufen sich in dem Maß, als wir mit der Aussaat nicht lang gewesen sind und alle Beete wohl benutzt haben, denn das Säen, Befräufeln und Hacken der jungen Gemüse wird nothwendig, und sollen die Raupen da nicht ernten, wo wir säeten, so müssen sie von den frühen Kohlarten sorgfältig abgesehen werden.

Das Versehen der späten Kopfkohlarten und anderer Gemüsepflanzen muß in der ersten Hälfte des Monats vorgenommen, Salat, Gurken, Bohnen, Erbsen, Kohlrabi müssen gesät werden, damit nicht, wenn die Ernte der ersten Aussaat verzehrt ist, wir auf keine neue zu hoffen haben. Die Beschäftigung im Garten ist recht eigentlich eine stete Sorge für die Zukunft, wie am Ende Alles, was auf dem sich ewig wiederholenden Naturproceß des Werdens und Vergehens begründet ist.

Wer die Schönheit oder Nützlichkeit des Gartens zu seiner Aufgabe gemacht, darf nicht ruhen, muß unausgesetzt thätig sein, der Natur vorzuarbeiten, ihrem zu üppigen Wachsthum vorzubeugen, hier eine neue Schönheit anzubahnen, dort einen Schaden zu verhüten.

An den Obstbäumen giebt es im Juni auch zu thun; die überflüssigen Schößlinge werden entfernt, am Spalter die Zweige angebanden, und die zum Durchwachsen bestimmten wilden Stämme verputzt. Die Erdbeeren haben nun schon Früchte angefest, und es ist gut, sie auf alle mögliche Weise, z. B. durch Belegen der Beete mit Hohlziegeln, vor Risse zu schützen.

Die Blumenbeete machen viel Freude und viel Arbeit im Juni. Hyacinthen, Tulpen und sonstige Blumenzwiebeln,

deren Blüthezeit vorüber, werden herausgenommen, Wurzeln, Blätter und Stiele abgeschnitten, die Zwiebeln von Erde gereinigt und an einen luftigen, schattigen Ort zum Trocknen gelegt. Sind sie vollkommen trocken, so werden alle losen Häute und die Nebenbrut abgelöst; von jeder Zwiebel wird nun die obere Spitze abgeschnitten, wodurch ein abermaliges Trocknen dieser Schnittwunden bedingt wird, und erst, nachdem dieses geschehen, schüttet man die so getrockneten Blumenzwiebeln zusammen und bewahrt sie an einem nicht feuchten Ort bis zum October oder November auf.

Die nun leeren Hyacinthen- und Tulpenbeete werden darauf mit Asern, Chinesenellen, Balsaminen u. s. w. bepflanzt, die Nelken und Georginen werden an Stäbe gebunden, und gegen das Ende des Monats Nelkenableger gemacht.

Die Rosen, diese herrlichsten der Blumen, beginnen jetzt ihre duftenden Kelche zu öffnen, wenn man zu rechter Zeit Sorge trägt, sie von ihren Feinden, den Raupen und andern Insecten zu befreien, eine Arbeit, die nicht ohne Beschwerde ist, doch durch das unverklimmerte Gedeihen des geretteten Blüthenlebens hinreichend belohnt wird. [2376]

Ueber das Halten der Stubenvögel.

Hr. Chr. L. Brehm spricht in der „Naumannia“, dem Journal für Ornithologie, gerechten Tadel gegen die Menschen aus, die in übertriebener Sentimentalität das Halten von Singvögeln für unrecht erklären und wo möglich von der Obrigkeit verboten wissen wollen. Das Urtheil eines so Sachverständigen, wie Brehm ist, verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da es, wie wir überzeugt sind, diese Streitfrage erledigen wird. Aus diesem Grunde theilen wir in Nachstehendem die Hauptpunkte des Brehm'schen Raisonnements mit:

„Das große Mitleid mit den in Käfigen oder Gesellschaftsbauern (Voliären) befindlichen Vögeln ist um so auffallender, je weniger es sich in Bezug auf andere Geschöpfe an den Tag giebt. Man findet es ganz in der Ordnung, daß Pferde in den Trittmühlen ihr Leben lang gehen, oder schwere Lastwagen ziehen müssen, daß die Kühe bei der Stallfütterung den größten Theil ihres Lebens sich nur niederlegen und aufstehen, aber sich nicht zehn Schritte weit bewegen können, daß Hunde, bis an ihren Tod an der schweren Kette liegend, jeder Unbill der Witterung ausgesetzt bleiben, daß Schweine, in den engen Koben (Stall) gesperrt, ein trauriges Leben führen, um zum Lohne dafür geschlachtet zu werden, daß in der Schwebe aufgehängten Gänsen das Fressen durch Einsprossen von Klempfropfen (Gänsemüden, Gänsewulchern) zur Qual gemacht wird &c. Und warum sentimentalisirt man nicht bei solchen Einrichtungen? Weil bei diesen Schindereien der Eigennutz oder der am strengsten gebietende Herr, der theure Magen, theilhaftig ist. Gegen das Halten der Stubenvögel aber eifert man, obgleich diese sich sehr wohl befinden. Dies sieht man am deutlichsten an ihrem Gesange und Betragen. Der erstere ist ein Ausdruck ihres Wohlgefühls, denn er verstummt sogleich, wenn ihnen ein widriger Zufall begegnet. Und wie wohl thut den Stubenvögeln die Liebe ihres Herrn! Sie begrüßen ihn mit Gesang, wenn er nach der Abwesenheit von einem oder mehreren Tagen bei ihnen eintritt.“ Und weiter sagt Brehm:

„Die Last der Gefangenschaft empfinden die Vögel auch aus dem Grunde nicht schmerzhaft, weil sie in der Freiheit hauptsächlich der Nahrung wegen herumfliegen und gefüttert oft Stunden lang ruhig sitzen. Da sie nun in der Gefangenschaft reichliches Futter erhalten und sich durch Herumhüpfen hinlänglich bewegen können, haben sie zum Fliegen oft so wenig Lust, daß viele die Thüre ihres Käfigs offen sehen können, ohne daß es ihnen einfällt zu entfliehen. Für ihr Wohlfinden in der Gefangenschaft spricht auch der Umstand, daß sie in ihr mehrere Jahre leben. Ich habe manchen Kanarienvogel gesehen, welcher fünf- zehn oder sechzehn Jahre alt war; ja ich weiß ein Beispiel, daß einer drei und zwanzig Jahre gelebt hat. Wurde doch ein Papagei in Holland einige achtzig Jahre alt. Was also die Grausamkeit gegen die Vögel, welche in Käfigen gehalten werden, anlangt, so haben wir gesehen, daß es eben eine vermeintliche, aber keine wirkliche ist. Es bleibt nun noch übrig, die behauptete bedeutende Verminderung der Singvögel durch die Stubenvogeliebhaberei zu beleuchten. Daß die Zahl der Singvögel in unsern Wäldern und auf unsern Fluren sich verringert hat, wird kein aufmerktsamer Beobachter in Abrede stellen; allein dies hat ganz andere Ursachen, als die Stubenvogeliebhaberei, welche in früheren Jahren weit größer war als jetzt. Jedermann weiß, wie viele Waldstrecken unseres Vaterlandes in neuerer Zeit in Feld umgewandelt und wie viele andere ihrer großen Bäume beraubt worden sind; daß aber auf diesen neuen Feldern keine Waldvögel wohnen und auf den jetzt dastehenden Christbaumküden weit weniger derselben, als auf den ehemals dort prägnenden Kloberbäumen (Bäume, die oft eine Elle im Durchmesser halten) leben können, ist sehr begreiflich. Ueberdies werden die Buschreihen ausgerottet, die Bäume beschritten, die hoblen Bäume gefällt und die Stümpfe ausgetrocknet, und man wunder sich, daß es in der Gegend weniger Singvögel als in früheren Jahren giebt! Dazu kommt, daß wir in der letzten Zeit mehrere harte Winter und ungünstige Frühjahre gehabt haben, welche manche Vögel umgebracht haben und ihrer Fortpflanzung hinderlich gewesen sind. Vergleicht man nun die wenigen Stubenvögel mit der zahllosen Menge derer, welche dem Magen geopfert, von Raubthieren und Raubvögeln gefangen, auf dem Zuge vernichtet und durch Zerstörung der Nester durch gottlose Knaben umgebracht werden, so kommen diese gegen jene in gar keinen Betracht. Und man will dem armen Schneider und Schuhmacher, dem Sieb- und Korbmacher, dem Weber und anderen an das Zimmer gefesselten Menschen, welche nur Sonntag die freie Natur genießen können, die Freude, einen Stubenvogel zu halten und sich durch ihn das Bittere ihrer Lage etwas zu versüßen, durch Beschwäg oder Geseg verkümmern! Man will dem Naturforscher die Beobachtung seiner lieben Vögel in der Stube unmöglich machen! Das ist eine alberne Weichherzigkeit gegen die Thiere und eine unverzeihliche Grausamkeit gegen die Menschen!“ [2380]



Erdbeeren.

Gätten die Erdbeeren auch kein anderes Verdienst, als die Vorboten aller Reichthümer des Jahres, die ersten Früchte zu sein, so würden sie schon deshalb zu schätzen; doch sie bedürften dieses Vorzuges nicht, um geschätzt zu werden; ihre liebliche Form, ihr würziger Duft, ihr herrlicher Geschmack stellt sie in die Reihe der werthvollsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs.

Zu den ersten Frühlingstagen, wenn die Beete und Rabatten in unsern Gärten noch kahl sind, die andern Pflanzen kaum beginnen, als grüne Spitzen der Erde zu entsprossen, blühet die Erdbeerstaude schon ihre hellgrünen, schön gezackten Blättchen aus, und es bedarf nur einiger warmer Maitage, so entfaltet sie die zarte weiße Blüthe, die einfache Tochter des Waldes, welche wir, ihren Werth erkennend, nicht zu einfaches Wesen, in unsere Gärten sie zu verpflanzen, damit ihre süßen Früchte unsere Augen erfreuen und unsern Gaumen ergötzen.

Doch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt allein ist die Erdbeere uns ein herrlicher Genuß, eine köstliche Labung; die Kochkunst bedient sich ihres Aroms auf die verschiedenartigste Weise: zu Confituren, Saucen, Gelée's u. s. w. Hier einige Proben ihrer Nützlichkeit:

Ananas-Erdbeeren in Zucker einzumachen.

Man pflückt schöne, halbreife Ananasbeeren, wiegt sie, nimmt dann dasselbe Gewicht geschlagenen Zucker, thut denselben in ein Casserol mit Wasser (1 Pfund Wasser auf 2 Pfund Zucker). Ist Wasser und Zucker durch starkes Kochen gehörig verbunden und geklärt, so thut man die Erdbeeren hinein, nimmt sie nach mehrmaligem Aufkochen mit dem Schaumlöffel wieder heraus und füllt mit ihnen die dazu bestimmten Töpfe oder Gläser zur Hälfte an. Der Syrop wird wieder über das Feuer gesetzt, und muß noch einigemal aufkochen. Dann füllt man damit die Töpfe vollständig, indem man die darin befindlichen Erdbeeren behutsam mit dem Löffel etwas in die Höhe hebt, damit der Zuckersaft sie von allen Seiten durchdringe. Nach dem Erkalten bindet man die Töpfe zu und verwahrt sie an trocknen, kühlen Orten.

Erdbeersaft.

Man nimmt dazu vollkommen reife Waldbeeren. Nachdem sie gereinigt, gießt man heißes Wasser (40 Grad) darüber, im Verhältnis von 12 Pfund Wasser zu 10 Pfund Erdbeeren, rührt das Ganze gehörig durcheinander, bis die Früchte völlig zerdrückt sind, umgiebt das Gefäß, welches die Masse enthält, mit Eis und läßt es an einem kühlen Orte 24 Stunden stehen. Dann wird der Erbeersaft 2-3 Mal durch ein reines Tuch gegossen, bis er völlig klar ist. Ist dies geschehen, so nimmt man harten Zucker, an Gewicht dem Saft gleich, läßt ihn darin kalt sich auflösen, rührt den Saft um und füllt ihn in Flaschen, die man sorgfältig zupropft, zubindet, und auf eine Unterlage von Heu in einen mit Wasser gefüllten Kessel legt. Nun stellt man den Kessel über das Feuer, nimmt nach 2- oder 3maligem Aufkochen die Flaschen heraus, läßt sie langsam erkalten und bewahrt sie an einem kühlen Orte auf.

Dieser Saft ist eben so vorzüglich zu Saucen zu verwenden, als er für Kranke eine wahrhafte Erquickung darbietet.

Erdbeerwasser.

Man nimmt dazu gleichfalls sehr reife Erdbeeren, reinigt sie und zerreibt sie dann, indem man etwas Wasser dazu gießt, mit einem reinen hölzernen Löffel oder mit einer Reibekeule. Nachdem die zerriebenen Erdbeeren 2 Stunden gestanden, brückt man sie durch ein Tuch oder ein Haarsieb, füllt den Saft in eine Flasche, und stellt diese, gut zugestopft, in die Sonne, oder noch besser in eine warme Feueröhre. Daraus gießt man den so destillirten Saft in ein Porzellangefäß (aus 13 Loth Saft 2 Pfund Wasser nebst 6 Loth Zucker), vermischt das Ganze, indem man die Flüssigkeit mehrmals aus einem Gefäß in das andere und wieder zurückgießt, und läßt sie an einem kühlen Orte erkalten. Dieses sehr angenehme Getränk hält sich mehrere Tage.

Erdbeermarzipan.

Man reibt ein Pfund süße Mandeln, läßt 16 Loth Zucker über gelindem Feuer kochen mit 12 Loth filtrirten Erbeersaftes und thut dann den Mandelteil hinzu, rührt das Ganze gehörig durch und setzt es wieder über das Feuer, wo es unter beständigem Rühren nochmals kochen muß. Sobald der Teig sich abkühlt, ist er gut; man legt ihn nun auf ein mit Zucker bestreutes Bret, läßt ihn erkalten, breitet ihn dann auseinander und formt daraus allerlei Figuren, die man mit Zuckerguß überzieht und in einem nicht sehr warmen Ofen baden läßt.

Erdbeerliqueur.

Der Saft der Früchte wird ausgepresst; auf 4 Pfund Saft nimmt man 1 Quentchen Zimmt, 1/2 Quentchen Gewürnelken, gießt 4 Quart feinen Brantwein hinzu und läßt diese Mischung einen Monat lang destilliren. Nach Verlauf dieser Zeit klärt man sie ab, läßt 4 Pfund gestohlenen Zucker in Wasser sich auflösen, thut ihn in den Liqueur, läßt ihn abermals einige Zeit stehen, filtrirt ihn, füllt ihn in Flaschen und verschließt dieselben luftdicht.

Auflösung des ersten Rebus in Nr. 21.

Viele Köche verderben den Brei.
(Biel - Et - Egge - Pferd - er - b - Enten - Brei.)

Die Auflösung des zweiten Rebus soll die nächste Nummer bringen, da, wie es uns scheinen will, bis jetzt die Lösung nur Wenigen gelungen ist.

Auflösung des Räthfels in Nr. 21.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe in Nr. 21.

Der Ruhe Glück, es feimt nur aus Gefahren,
Und Freuden feimt nur, wer mit Leiden rang;
Wo der Herfürung Donner nahe waren,
Da ruft ein Lichtblick auf 're Lieb' und Dant,
Und jagend erst muß auf're Brust erbeben,
Soll Andachtgluth und Glauben sie erheben.

[2347]



Doppelworräthsel.

Zwei Antipoden hab' ich im Sinn —
Sind gar verschieden, die beiden Gesellen,
Und mögt Ihr ihnen auch immerhin
Mir's Haupt die nämlichen Sylben stellen;
Bis Ihr sie werdet genauer kennen,
Läßt mich mit 1 und 2 sie benennen.
2 war von jeher auf Erden hier
Der Selbstsucht vielbeliebtes Pannier,
1 aber ward — aus der Schrift ist's erwiesen —
Von heil'gen Lippen einst selig gepriesen.
Nun seht, wie durch wenig ganz gleiche Zeichen
Die beiden aus ihren Bahnen weichen,
Doch, recht wie mit bitterem Feindesinn,
Ein Jedes nach anderer Richtung hin.
Mit „ab“ seht Ihr 1 gar mildiglich handeln,
Und 2 sich aus Großem in Kleines verwandeln.
Mit „aus“ wird 2 gar leicht exclusiv;
1 greift dabei in denbeutel tief.
Mit „an“ seht Ihr 1 zum Vertief sich neigen;
2 macht sich, was ihm geboten, zu eigen.
Mit „vor“ sinnt 1 auf Lüge und Schein;
2 faßt Entschlüsse, geht Handlungen ein.
„Der“ zeigt Dir an 1 so Verbrechen als Tugend,
Und dient mit 2 der gelehrigen Jugend.
Mit „auf“ läßt 2 eine gastliche Pflicht;
1 geht mit dem Sünder in strenges Gericht.
Noch kommt' ich Euch Manches erzählen von Beiden,
Wie selbstman sie jede Gemeinschaft vermeiden.
Doch laßt' ich Euch nicht bei Zeiten in Ruh',
So hört Ihr ein ander Mal nimmer mir zu;
Und seht's Euch noch an den feindlichen Zweien,
So sucht sie auf in des Zeitwortes Reihen.

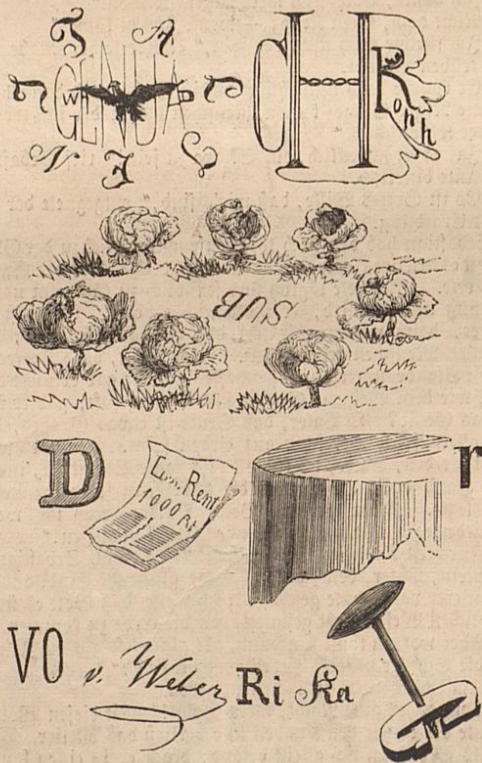
[2383]

Pauline Ullsch.

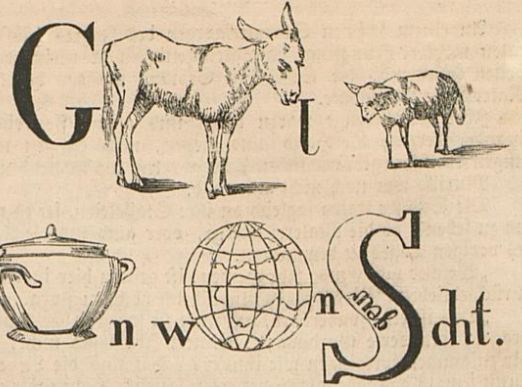
Aufgabe.

Wie zeichnet man drei Kaninchen und drei Kaninchen-Ohren so, daß jedes der Kaninchen seine zwei Ohren erhält, trotzdem im Ganzen nur drei gezeichnet sind.
(Auflösung [mit Bild] in nächster Nummer.)

Erster Rebus.



Zweiter Rebus.



Derjenige, welcher das Aehren lesen, in dem Herzen einer Person einen Hauptplatz einzunehmen, bedacht denselben mit weniger Eiferlichkeit als der, welcher sich durch Kunstgriffe an einen solchen Platz gedrängt hat.

Verstän ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demuth eingefaßt ist.

Wir haben keine größeren Feinde, als geschriebene Briefe.

Man muß nicht im Groll scheiden. Es ist gar bald um einen Menschen gethan.

Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat.

Eine einzelne Thräne, welche unbewußt über die Wangen rinnt, zeugt mehr von Gefühl als ein mit Ekstasation vergossener Thränenstrom.

Wer mit wenig Kenntnissen und Talenten prahlt, macht sich lächerlich; wer aber keine besitzt und das Gegenheil will glauben machen, der ist nicht einmal werth, daß man über ihn lacht.



Dr. v. Sch. in Za w - s. Wenn Ihnen unsere letzten Modenberichte nicht genügenden Bescheid gegeben haben, so wird es jedenfalls die nächste Nummer des Bazar thun; diese bringt eine Auswahl der neuesten Kleiderfassen in Abbildung und Beschreibung. S. O. in L - b - n. Avar nicht ein Strickmuster, aber ein Häkelmuster zu Gardinen liefert eine der nächsten Nummern. Ist es möglich, Ihren Wunsch später noch zu erfüllen, so geschieht es. A. B. in J - b - n. Für Kinder von einem Jahr — ob Knaben oder Mädchen macht wohl in diesem Alter keinen Unterschied — fertigt man die Kleider mit einem ganz breiten Gürt um die Taille, welcher die Nahe bis unter den Arm reicht und hinten zugeschnitten wird. — Die Mode heißt hier gut, was bequem und zweckmäßig. — Der Name folgt nächsten. Dr. v. S. auf C. in M - b - g. Auf dem Supplement des Bazar Nr. 6 ist der Schnitt nebst Stiderei, Dessin und Beschreibung zu einem Taufsachen gegeben; eine so baldige Wiederholung wäre bei dem reichlichen Stoff, der uns vorliegt, nicht möglich. In Betreff des andern von Ihnen ausgesprochenen Wunsches müssen wir Sie ebenfalls auf den Bazar verweisen, und schlagen Ihnen für Ihren Zweck unter Anderm den erst kürzlich erschienenen Volume topf vor — Sie werden es den nicht bezweifelnd bereuen. Auch haben wir unsere Abonnentinnen schon mehrfach mit der Neuenplattstickerie bekannt gemacht; sie gehört zu den besten, reizendsten Arbeiten. Bazar Nr. 20 brachte ein Dessin, welches Sie auf diese Weise zu Lambrequins benutzen können. Sie finden die Anweisung dazu auf Seite 153. — Ich glaube, eine ganz kurze Entdeckungsreise im Bazar würde von sehr gutem Erfolg sein. Fr. K. S. in C. Die von Ihnen gewünschten Schnittmuster werden später im Bazar erscheinen; diese werden weniger von der Mode berührt, rücken sich auch nicht nach der Jahreszeit; wir müssen sie daher vorläufig für weniger wichtig nehmen, als das, was jetzt unsere Schnittbogen enthalten. C. S. in A. — Ein weißes Gashirtmäntelchen, vorn herunter und um die Bellerie mit blauer Seide gestickt, nach dem im Bazar Nr. 20, Seite 153 enthaltenen Dessin. Mademoiselle Ant - R - f - a - Pr. in Ga - ion. Wir bedauern; der gewünschte Schnitt fehlt uns nicht mehr zu Gebote. An Fr. A. F. in D. Ob Sie eine gebrauchte Mantille zum Ueberziehen Ihrer Marquise verwenden können? Allerdings; nur muß der Stoff noch fest und dicht sein, sonst ist Ihre Arbeit vergebens. Nirgend ist morscher, abgetragenener Seidenstoff weniger an seinem Plage, als am Sonnenlicht. Was jedoch das Ueberziehen selbst betrifft, so gebüden Sie sich bis zu nächster Nummer; da sollen Sie eine ausführliche Anleitung dazu finden, nebst Abbildung und Schnitt einer hübschen Volantgarantur, welche Ihrer Marquise und gewiß noch mancher andern zur eleganten Fierde gereichen wird. Fr. M. P. in B. Wir können Nichts, als unsere früher gegebene Erklärung wiederholen. Fr. M. S. in G. Eggers, 6 plattdeutsche Nieder aus Groth's Duidborn; — ferner: „6 hochdeutsche Nieder“ und „2 Variton-Nieder“, sämtlich bei Jowien in Hamburg. J. G. in Gr. G. Zu leicht. Fr. A. in Gr. G. — Fr. K. in T. Der beschränkte Raum gestattet den Abdruck Ihrer Einfendungen nicht. Fr. T. C. in P. — L. S. in A - g. — v. D. in B. Das Gewünschte soll folgen.